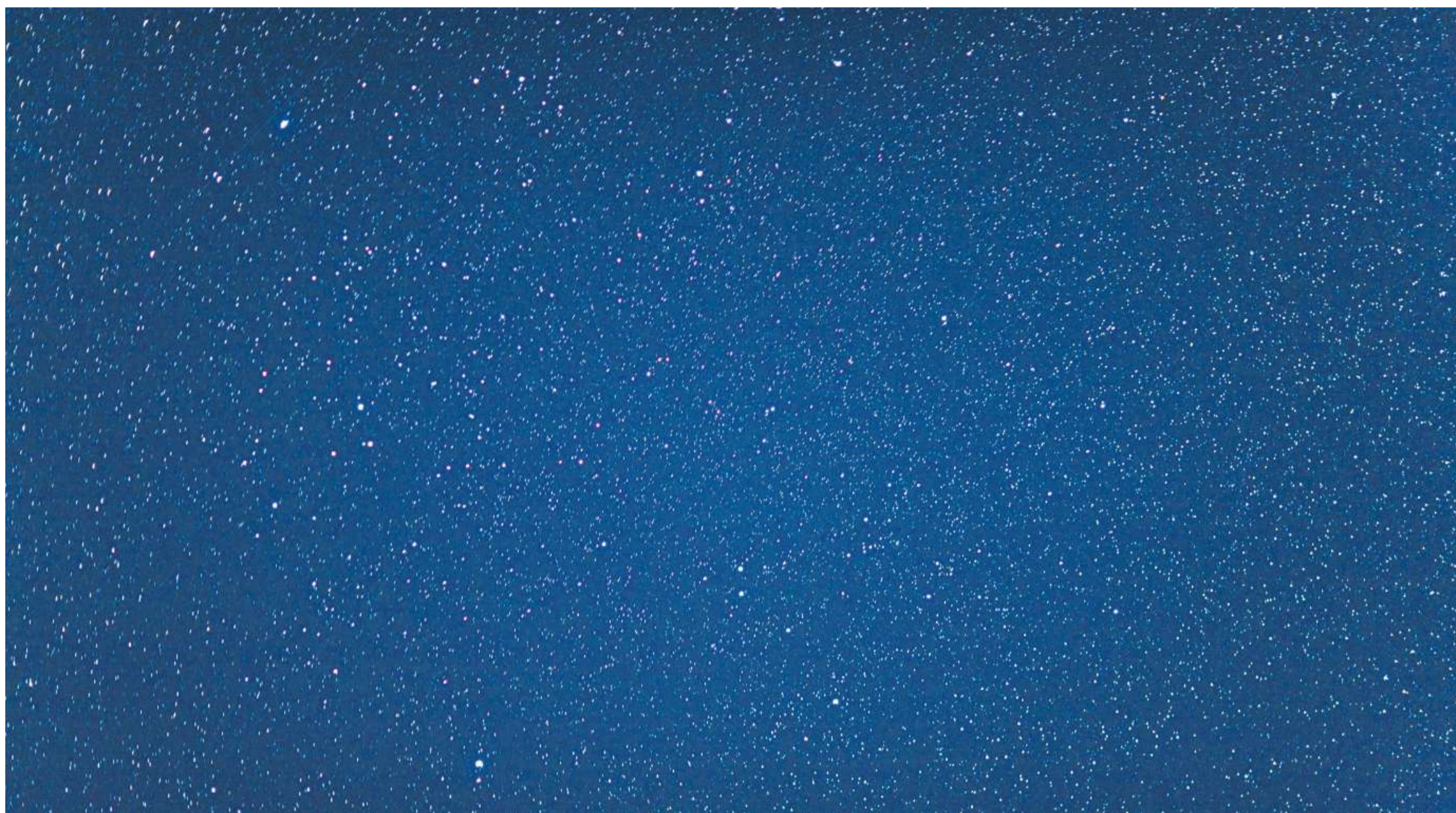


Dort, wo ich nicht bin, ist das Glück –
einer der dümmsten Gedanken, die man hegen kann **SEITE 39**

John Carroll Lynchs subtiles Porträt eines alten Mannes
setzt einen ersten Höhepunkt in Locarno **SEITE 41**



Hallo, ist da draussen jemand? Es ist eine offene Frage, was verstörender ist: Die Vorstellung, wir könnten allein sein im weiten kalten Raum – oder das Wissen, da sind noch andere.

ALESSANDRO DELLA BELLA / KEYSTONE

Immer sehnsuchtsvoller schauen wir ins All

Die Suche nach den Ausserirdischen begann als Häresie und heisst heute Forschung. Die Motive sind die gleichen. Von Philipp Theisohn

1400 Lichtjahre von unserer Sonne entfernt zieht im Sternbild des Schwans ein Himmelskörper seine Kreise, von dem viel zu erwarten wäre, befindet er sich doch in einer sogenannten «habitablen Zone». Habitabel nicht für uns, aber möglicherweise für unseresgleichen, folgt man dem astrophysikalischen Kalkül: Der Abstand des Exoplaneten zu seinem Stern hält seine Durchschnittstemperatur etwa auf dem Niveau der Erde, flüssiges Wasser mag es dort geben oder gegeben haben – und dementsprechend auch Leben, so wie Erdbewohner sich nun einmal Leben vorstellen. In jenem Augenblick im Juli 2015, in welchem dem Gestirn nach seinem Entdeckerteleskop der Name Kepler 452b verliehen wurde, verwandelte es sich folgerichtig von einem Gesteinsbrocken, der sechs Milliarden Jahre auch gut ohne uns ausgekommen war, in die Projektionsfläche einer Sehnsucht: der Sehnsucht nach der zweiten Erde.

Diese Sehnsucht ist nicht neu. Seit der kopernikanischen Wende, mit der sich die Erde in einen Planeten, die Planeten sich wiederum in erdähnliche Lebensräume zu verwandeln begannen, treibt sie die literarische wie die astronomische Weltraumfiktion vor sich her. Sie kennt die unterschiedlichsten, mehr oder weniger elaborierten, mehr oder weniger ernst gemeinten Ausdrucksformen.

Noch die kühnsten ihrer Repräsentationen, die Graphen der Transitmessungen, mit deren Hilfe etwa das Kepler Space Telescope sich auf die Suche nach potenziell bewohnten oder bewohnbaren Welten begibt, zielt auf die imaginative Rekonstruktion eines belebten, womöglich zivilisierten Ökosystems. Jedes Lichtsignal kann sich in ein Kulturgemälde verwandeln, jedes Biomolekül, das sich in der Gashülle eines Planeten ausfindig machen lässt, in eine Weltgeschichte.

Längst geht es dabei nicht mehr um den Wunsch nach einer Kommunikation mit den potenziellen Bewohnern jener Welten – ein Wunsch, der die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts noch vollends beherrscht hat –, sondern um die Suche nach dem Ursprung und den Bedingungen des Lebens. Einen Roman des Universums, der bereits geschrieben ist, zu dessen Entzifferung es nur noch der richtigen Lesehilfe bedarf.

Geliefert wird diese in naher Zukunft mit dem James-Webb-Teleskop, das uns den ganzen Text qua Infrarotastronomie zugänglich machen soll. Gemäss Nasa wird diese Gerätschaft alle Phasen in der Geschichte unseres Universums untersuchen: «von den ersten Leuchterscheinungen nach dem Urknall über die Formierung der Sonnensysteme, die Leben auf Planeten wie der Erde hervorbringen konnten, bis hin zur Entstehung unseres eigenen Sonnensystems».

Kohlenstoffchauvinismus

Die Entwicklung der Weltraumforschung – zu deren Speerspitze auch das in Bern von Willy Benz geleitete Chops-Projekt gehört – ist zweifellos atemberaubend und verdient keinen Zynismus. Natürlich ist sie vor erkenntnistheoretischer Kritik nicht gefeit: Die menschlichen Vorstellungen nicht nur von intelligentem Leben, sondern von Leben überhaupt sind ganz zwangsläufig terrazentrisch und unterstehen mitunter dem Verdacht des «Kohlenstoffchauvinismus». Indessen betrifft das eigentliche Problem, welches die Erzählung von der zweiten Erde überlagert, weniger die Erkenntnisformen, denen sie untersteht, als vielmehr den ihr fehlenden mentalitätsgeschichtlichen Kommentar.

Tatsächlich sind die kulturellen Antriebskräfte, die jenen Roman extra-

terrestrischer Welten vorantreiben, hinter dessen technologischer Zurüstung mittlerweile fast unsichtbar geworden. Zum Vorschein kommen sie, wenn man des Umstandes gewahr wird, dass die zweite Erde aus einem Prozess der Umbesetzung hervorgegangen ist und letztlich ein Produkt jener geistigen Krisis darstellt, die wir Neuzeit nennen. Das Versprechen, das sich mit ihr verbindet, muss daher als die Kompensation eines existenziellen Verlustes verstanden werden: Als sich die Sonne noch um die Erde drehte, wussten wir, wer und wo wir waren. Wenn wir die zweite Erde finden, werden wir es wieder wissen.

Die Fortschrittsrhetorik, von der der weltraumtechnologische Effort begleitet wird, hat seine eigentliche historische Funktion allerdings immer weiter in den Hintergrund treten lassen. Im Gegenzug kündigt die Rede von der stets noch höheren Auflösung und der immer noch grösseren Reichweite von der permanenten Überwindung der Erkenntnisgrenzen, an deren Ende die Lüftung des Schöpfungsheimnisses stehen soll, ungewollt von einem kulturellen Missverständnis: dass die Sehnsucht nach dem Leben auf anderen Planeten der Überwindung einer bestehenden und nicht etwa der Wiederherstellung einer untergegangenen Ordnung gilt.

Um diese Unterscheidung in ihrer Tragweite nachvollziehen zu können, muss man realisieren, dass die kopernikanische Lehre den Anhängern des Geozentrismus nicht zuletzt deswegen häretisch erscheinen musste, weil in ihrer Folge Planetenwelten denkbar wurden, deren Funktion und Bedeutung völlig unbestimmt waren, die also ein semantisches Vakuum bildeten. Es handelte sich um potenziell unerlösbare, von der christlichen Schöpfungslehre unberührte Räume, und Giordano Bru-

no, der in «De l'infinito, universo e mondi» (1584) just diese Reflexion bis an ihr Ende verfolgt hatte, bezahlte dafür mit dem Leben. Diejenigen, die unmittelbar nach ihm sich anschickten, jene Leerstellen imaginativ zu füllen, die Planeten also zu besiedeln – Kepler, Galilei, Cyrano de Bergerac –, gerieten umgehend in den Verdacht der Häresie.

Erst das 18. Jahrhundert vermochte die Lücke zu schliessen, indem es das ausserirdische Leben geradewegs zur Legitimationsbedingung der Planeten erhob. Kants Überzeugung, dass «doch die meisten unter den Planeten gewiss bewohnt» seien, leitete sich aus der Annahme ab, der Zweck der Natur liege in der «Betrachtung vernünftiger Wesen». Wo kein Betrachter, dort auch kein Planet. (Ausnahmen bestätigen die Regel, denn auch die Erde kennt ja «sandichte und unbewohnte Wüsteneien».)

Die Harmonisierung des christlichen mit dem kopernikanischen Weltbild leistet die Aufklärung auf genau diese Weise: Das Weltall kennt nur einen Schöpfer, und die Existenz einer Vielzahl an ausserirdischen Lebenswelten widerspricht dem nicht, sondern folgt gerade zwangsläufig daraus. Das frei gewordene Sinnpotenzial des geozentrischen Kosmos war wieder sesshaft geworden, die Göttlichkeit der Schöpfung hatte ihre Bürgen in den Planetenbewohnern gefunden. Mehr noch: Die Ausserirdischen legitimierten die Existenz des Menschen innerhalb jenes ungeheuren Raumes und wiesen ihm einen Platz in der kosmischen Hierarchie zu.

Dort, wo es in der Literatur des 18. Jahrhunderts ernst wird mit den Bewohnern fremder Planeten (und unerntet wird es nicht selten), also etwa bei Eberhard Christian Kindermann, zeigt sich, dass die Moralität der Aufklärung im Weltall wohnt. Am besten lernt man sie

von den Wesen, denen man dort begegnet – kennen diese doch (bei Kindermann ist es so) auch die Geschichte der Menschheit und wissen diese von einem höheren Standpunkt aus zu bewerten.

Kalte Einsamkeit

Sosehr sich auch im Laufe der Zeit die Kulissen verändern, vor denen die Ausserirdischen agieren, so unverkennbar Evolutionstheorie, Spektralanalyse und Relativitätstheorie unsere Wahrnehmung des Universums verändert haben: Immer noch, bis zum heutigen Tag, zahlt es die Kulturschulden der Erdbewohner. Irgendwo im All sind die Antworten auf die Frage gespeichert, was wir eigentlich zu sein begonnen haben, als wir den Weltraum entdeckten. Die Suche nach der zweiten Erde, ganz gleich, auf welchem technologischen Niveau, entziffert sich vor diesem Hintergrund als das Projekt einer Versöhnung des neuzeitlichen Menschen mit sich selbst. Erst war er allein mit seiner Erde, dann erschlossen sich ihm die anderen Welten – und dann, eines Nachmittags, erspähte er schliesslich, erfreut oder entsetzt, seinesgleichen im Anderen.

Die Kehrseite unserer Sehnsucht nach dem ausserirdischen Leben wäre damit freilich auch bereits ausformuliert: Wir sind an diese Erzählung der menschlichen Selbstversöhnung dort draussen auf Gedeih und Verderb gefesselt, weil der Mensch ein hoffnungsloser Dialektiker ist. Warten – das kann er. Aber dass es am Ende nicht zur Synthese kommt, dass er sich im Weltall nicht wiederfindet, ist ihm, bei Licht besehen, ein unerträglicher Gedanke. Denn dahinter lauert gleich die eigentliche, häretische Modernitätserfahrung: die unerklärliche, antwortlose Einsamkeit unseres Planeten.